

Operation [Fortsetzung]

Autor(en): **Malander, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 45

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

4. Fortsetzung

«Nein, nein, das ist nicht nötig, Fräulein. Sie können mir sicher auch Auskunft geben. Alles, was ich wissen will, ist das, was ich vorhin fragte, ob Fräulein Stadler Besuch hatte oder sich mit jemandem traf, als sie hier war. Und später sind Sie vielleicht so gut und zeigen mir ihr Zimmer.»

«Das Zimmer — ja gerne — es ist oben. — Aber nein, sie war immer allein, wissen Sie. Richtig erbarmt hat sie uns doch, weil sie so allein war und niemand hatte. Kein Brief ist gekommen und kein einziges Telephon, denken Sie. Und da ist sie so herumgegangen, immer allein. Manchmal war sie stundenlang im Zimmer, und nur hie und da hat sie ein wenig mit unserem Hund gespielt.» Sie stützte die Hand auf den Tisch und beugte sich zu ihm herunter. «Wissen Sie», flüsterte sie, «ich glaube halt, sie hat sich das Leben genommen!»

«So, so», sagte Keller wieder. Er trank den Rest seines Biers aus und erhob sich. «So, wollen wir jetzt hinaufgehen, Fräulein?»

«Die Schwester ist übrigens schon oben», sagte das Mädchen, während sie in den Korridor entlang und dann eine Treppe hinaufführte.

«Die Schwester? Welche Schwester?»

«Die Schwester vom Spital, Schwester Margrit oder Schwester Rosmarie, glaube ich. Ich kann sie leider nicht auseinanderhalten. Sehen Sie, dort ist das Zimmer, rechts, am Ende vom Korridor. Sie können nur hineingehen.»

«Danke», sagte Keller. Aber er ging nicht gleich hinein. Er stand eine Weile horchend an der Tür und wartete, bis die Schritte des Mädchens hinter ihm verklungen waren. Dann drückte er ganz leise auf die Klinke und öffnete geräuschlos die Türe.

Er sah in ein helles, geräumiges Zimmer, das gemütlicher und wohnlicher aussah als manche Gästezimmer sonst. Ein grosses, altes Bett stand in der Ecke an der Wand, an welcher etwas höher, auf ein weisses Wandtuch gestickt, ein Spruch zu lesen war:

«Sei zufrieden,
Wie's beschieden,
All' Tag' ist nicht Sonnenschein.»

Das mochte für Maria gerade der rechte Spruch gewesen sein. Wie oft wohl hatte sie ihn gelesen, während sie in ihren Sorgen auf ihrem Bette lag? Diesem Spruch gegenüber an der Wand stand ein mächtiger Schrank neben einem breiten, mit grünem Plüsch überzogenen Ruhebett und in der Mitte des Zimmers ein runder Tisch mit einigen Stühlen. An der dritten Wand aber stand der Waschtisch mit einem runden Spiegel darüber und davor, den Rücken ihm zugekehrt, eine einsame und regungslose Gestalt.

Kein Zweifel, es war eine der Schwestern. Und der schlanken Rücken und der leicht gebeugten Haltung nach zu schliessen war es Schwester Rosmarie. Sie stand über einem nicht erkennbaren Gegenstand gebeugt still, ja versunken da.

«Schwester Rosmarie», sagte er leise, während er ganz ins Zimmer trat.

Wie vom Blitz getroffen fuhr sie herum, und der Gegenstand, den sie in der Hand gehalten hatte, fiel zu Boden, und ihre Augen starrten ihn in unverholnen Entsetzen an.

«Erschrecken Sie doch nicht so, Schwester», sagte Keller und gab ihr einen beruhigenden Blick. Zugleich aber suchte er zu erkennen, was zu Boden gefallen war. Beide Schubladen des Waschtisches standen offen.

Die Schwester konnte vor Schreck kein Wort hervorbringen, aber sie bückte sich langsam und hob den Gegenstand vom Boden auf. Ihre Hände klammerten sich daran, als könnte sie ihn jetzt noch vor ihm verbergen. Aber er sah jetzt deutlich, was es war. Eine elegante, aber ziemlich abgegriffene Damenhandtasche mit dunklem Lederbügel, auf deren Vorderteil zwei silbrige Buchstaben glänzten: M. S.

«Haben Sie diese Handtasche gesucht, Schwester?» fragte der Kommissar und streckte die Hand aus, um sie an sich zu nehmen. Aber sie trat einen

Schritt zurück und hielt sie eigeninnig fest.

«Das dürfte doch Fräulein Stadlers Handtasche sein, Schwester!»

Sie warf ihm einen raschen, feindseligen Blick zu. «Ja, es ist Fräulein Stadlers Handtasche. Aber es ist eine alte Handtasche, die sie nicht mehr braucht. Es ist nichts darin.»

«So», sagte Keller. «Sind Sie sicher, dass nichts darin ist? Warum wollen Sie sie mir denn nicht geben?»

Die Schwester stand still und steif da und schwieg. Keller liess seine Blicke im Zimmer herumgehen. Aber es war im ganzen übrigen Raume nichts Auffälliges zu entdecken. Er wartete ein wenig und sah forschend in ihr gesenktes Gesicht. Es war auffallend blass, und Tränenspurten waren deutlich darin zu erkennen. Er sah, wie es in ihren Zügen arbeitete, wie sie einen Ausweg suchte aus dieser unerträglichen Lage, ein Entkommen aus der Falle, eine Erklärung für ihr Hiersein. Feine Schweisstropfen glänzten auf ihrer Stirn, und sie atmete schnell. Und nun redete sie plötzlich, und nun überstürzten sich ihre Worte, und sie konnte nicht schnell genug zu Ende kommen.

«Fräulein Stadler hat mich gebeten, diese Tasche zu holen, wissen Sie, vor der Operation noch. Sie sagte, man wisse ja nie bei so einer Operation, und es könnte ihr etwas zustossen. Und sie habe diese Tasche in der «Krone» verkauft. Ich habe vorhin nur so gesagt, sie sei leer. Sie ist auch leer. Nur ein Bild ist darin, und Fräulein Stadler sagte, sie hätte es nicht gern, wenn jemand dieses Bild fände. Ich musste ihr versprechen, es zu holen, wenn irgend etwas krumm ginge. Und jetzt ist ihr ja etwas zugestossen, wo wir doch alle nicht wissen, wo sie ist. Ich musste natürlich mein Versprechen halten, ob sie anders jetzt, wo niemand weiss, ob sie lebt oder am Ende — — und darum wollte ich noch vor Ihnen hier sein, denn die Polizei nimmt doch alles an sich, was sie so findet, und das wollte Fräulein Stadler doch gerade nicht.»

«So», sagte Keller nur. «So gehen Sie mir jetzt die Tasche! Sie haben doch sonst nichts weggenommen, Schwester?»

In ihren blassen Wangen zeigten sich langsam rote Flecken.

«Was denken Sie, Herr Kommissar!», sagte sie leise und müde. Sie schien erschöpft und am Ende ihrer Kräfte.

Es entstand ein langes Schweigen.

In Keller stieg plötzlich jenes Mitleid hoch, das so oft schon in solchen Momenten aus seinem innersten Herzen hervorgebrochen war und sein ganzes Wesen überschwemmte. Da stand wieder ein dieser Menschenkinder vor ihm, in die Enge getrieben, Lügen auf



Herbsttag am Aargauerstalden

Photo Armin Schlosser

den Lippen, gepeinigt von irgendeiner inneren Qual, von Sorgen gefoltert und am Ende seiner Kraft. Irgendeine Leidenschaft hatte ein fast heiteres, gutes Leben in Angst und Dunkelheit gebracht. Irgendeine Leidenschaft, das war es immer. Immer dasselbe. Sucht nach äusserem Erfolg oder nach Geld — oder Liebe.

Dabei fiel ihm plötzlich der kleine Zettel aus der Blumen vase ein. Natürlich, Schwester Rosmarie hatte ja an Doktor Richard geschrieben: «Muss ich unbedingt sprechen.»

Schwester Rosmarie und Dr. Richard — Vielleicht gab es hier einen Weg zu ihr.

Während er ihr sanft die Tasche abnahm, sprach er gütig und eindringlich auf sie ein:

«Sehen Sie, Schwester, es hat doch gar keinen Sinn, dass Sie sich solche Sorgen und Mühen machen. Wollen Sie mir nicht ganz ruhig erzählen, was vorgegangen ist? Sie ersparen uns allen viel Schweres, und ich kann mir nicht denken, was Ihnen geschehen sollte; und was Sie zu tragen haben, tragen Sie

auf alle Fälle — — ob die Aussenwelt davon weiss oder nicht. Besser tragen Sie es, wenn Sie Ihre Schuld auf sich nehmen, sollte eine solche da sein —»

Sie schwieg.

«Ich verspreche Ihnen, mein möglichstes zu tun, um Ihnen zu helfen, wenn es nötig ist, Schwester. Sie sind jung und stehen mitten im Leben. Ich werde Ihnen gerne und ganz zu Ihrer Verfügung stehen — —»

Sie schwieg.

«Sie müssen auch bedenken, Schwester, dass in ein bis zwei Tagen ja doch alles aufgeklärt wird.»

Sie schwieg.

Es half alles nichts. Er musste einen direkten Angriff versuchen.

«Und, Schwester, wir werden auch über Doktor Richard alles wissen. Wir wissen zum Beispiel jetzt schon, dass Sie mit ihm befreundet sind.»

Sie schwieg noch immer. Aber langsam überkam ein heftiges Zittern ihre Gestalt, und plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und brach in haltloses Weinen aus.

Keller hatte viele weinende Menschen

gesehen. Er wartete ruhig, bis der erste Sturm vorüber war, und begann dann vorsichtig tastend zu fragen.

«Hat Doktor Richard mit Fräulein Stadlers Sache etwas zu tun?»

Schluchzen, aber keine Antwort.

«Ist die Operation nicht gut verlaufen?»

Schluchzen, Stille. Dann: «Doch, es ist alles gut gegangen.»

«Wer hat Fräulein Stadler Rosen ins Zimmer gestellt?»

„Ich.“

„Warum das, Schwester?“

«Nur so.»

«Nur so? Haben Sie sie vorher nicht gekannt?»

«Nein — nein, nein!»

«Nun, Schwester, warum weinen Sie denn? Ist Doktor Richard nicht gut zu Ihnen?»

Er sah, dass er ins Schwarze getroffen hatte. Das Schluchzen wurde qualitativ und verzweifelt.

Langsam begriff er.

«Er vernachlässigt Sie, nicht wahr, Schwester? Er hat keine Zeit für Sie,

er denkt nicht mehr an Sie, obwohl Sie ihm alles gaben?»

Wie oft hatte er dieses alte Lied schon gehört! Er kannte es auswendig. Dieser Dr. Richard sah ganz darnach aus. Die Schwester war hübsch gewesen und liebte ihn. Er hatte sich wohl kein grosses Gewissen daraus gemacht — und jetzt war die Leidenschaft verflogen, sie alterte und war ihm eine Last.

«Weinen Sie doch nicht, Schwester! Es gibt so viele wichtigere Dinge im Leben. Schauen Sie, der Spruch da ist auch für Sie, haben Sie ihn gelesen?»

Sei zufrieden,

Wie's beschieden,

«Al! Tag' ist nicht Sonnenschein.»

Sie hob einen Augenblick die Hände und sah zur Wand hinüber. Er wandte sich zum Fenster und schaute in die Sonne hinaus. Vielleicht gab er sich unnötig Mühe und mischte sich in Dinge ein, die seine Sache nichts angingen. Vielleicht hatte die unglückliche Liebe der Schwester zu ihrem Arzt nicht das mindeste mit Maria Stadler zu tun — und doch —, ein fernes Gefühl sagte ihm, dass alle Dinge wohl zusammenhingen, vielleicht mehr noch, als er jetzt annahm.

Als er sich ins Zimmer zurückwandte, sah er, dass die Schwester am Waschtisch die Augen wusch.

«Ich gehe jetzt», sagte sie mit erstickter Stimme.

«Gehen Sie nur, Schwester. Denken Sie an den Spruch. Und wenn Sie je das Bedürfnis haben, mir mehr zu sagen — meine Worte gelten immer, und mein Versprechen werde ich halten.»

Sie ging zur Türe und blieb zögernd noch einen Moment stehen. Wieder schien sie über etwas nachzudenken, und Keller fühlte, dass sie ihm nochmals eine Erklärung abgeben wollte. Aber diesmal klang sie wirklich echt.

«Er denkt nur an seine Marken, wissen Sie», sagte sie leise mit gesenktem Kopf. Dann wandte sie sich ab und ging schnell hinaus.

«An seine Marken», dachte Keller. Richtig, er war ja Markensammler. Wollte sie damit sagen, dass er mehr an seine Marken dachte, als an sie, den lebendigen Menschen? Zog er sich vor ihr zu seinen Marken zurück, oder bedeuteten sie ihm von Anfang an mehr als die Schwester?

Markensammeln — auch das konnte eine Leidenschaft sein.

Er stand mitten im Zimmer und hielt noch immer die Handtasche in der Hand. Sie war wirklich leer, bis auf eine Photographie in Kartengrösse, die einen ihm unbekannten jungen Mann darstellte. Auf der Rückseite stand eine Widmung:

«Meiner Maria, am 6. März, von Franz.»

Er steckte Bild und Tasche zu sich

und begann, das Zimmer abzusuchen. Aber er fand ausser der Handtasche nichts, was ihm den geringsten Anhaltspunkt hätte geben können.

Im Schrank hingen zwei Kleider und eine Jacke, welche ein schwaches, herbes Parfüm ausströmten. Die Schubladen enthielten einige Wäschestücke, einen unbeschriebenen Briefblock mit Kuverts und ein Schächtelchen Kopfwepulver. Auf dem Nachttischchen lagen zwei Bücher Tierbücher. Sonst war nichts vorhanden.

Er verliess das Zimmer mit dem tröstlichen Spruch, den behäbigen Gasthof und das heitere Dörfchen und ging mit langen Schritten zurück zum Spital.

Auf halbem Wege holte er Stadler ein, der langsam der Strasse entlang ging.

«Oh, Sie suche ich gerade», sagte er zu ihm und zog das Bild aus der Tasche. «Können Sie mir sagen, wer dieser junge Mann ist?»

«Das? Das ist Franz», sagte der alte Herr, «mein Neffe. Wo haben Sie das Bild her? War es bei den Sachen von Maria. Ja, er war viel bei uns in letzter Zeit. Die beiden spielten zusammen Tennis, manchen Nachmittag. Er hat auch keine Mutter, wissen Sie, und da ist er oft bei uns, und mein Haus ist sein zweites Heim. Er wird nächstens Ingenieur, wenn er uns nicht wieder Sorgen macht.»

«Sorgen?» fragte Keller.

«O ja. Er nimmt es nicht so genau im Leben, wissen Sie. Immer gern lustig und in Gesellschaft. Zu wenig Ernst, zu wenig Pflichtbewusstsein. Aber er ist eben jung. Die Mutter fehlte ihm. Sonst ist er ein netter Junge, sicher.»

Keller grübelte über etwas nach. «Also ein Cousin Ihrer Tochter war das?» fragte er. «Seltsam.»

«Wundert Sie das?» fragte Stadler.

«Ja, sie sehen einander gar nicht ähnlich, das ist wahr, finden Sie nicht auch?»

«Wirklich nicht gerade sehr», sagte Keller. Aber ihn wunderte etwas ganz anderes. Er dachte an die Inschrift auf der Rückseite des Bildes.

«Meiner Maria — am 6. März — vom Franz.»

«Ist der sechste März ein Familientag bei Ihnen?» fragte er.

«Ein Familientag? Nein! Warum meinen Sie?» sagte der alte Herr erstaunt.

«Oh — nur so. Es schien mir, als hätten Sie vorhin so etwas erwähnt.»

Er war wieder ein Schrittlein vorwärts gekommen. Das Bild mit der Widmung liess keinen Zweifel — irgendeine nähere Beziehung hatte zwischen Maria und Franz bestanden.

*

Mit Franz, dachte Dr. Baumann, während er mit immer erregteren

Schritten in seinem Zimmer hin und her ging, mit Franz begann alles Schwere. Wäre er doch in Paris geblieben, wo, wie er erzählte, so herrliche Dinge zu erleben waren! Aber er kam zurück, mitten in sein Glück, und zerstörte unbarmherzig mit leichtsinnigen Händen die kleine Welt voll Frieden, die er für sich und Maria aufgebaut hatte. Und nichts war ihm geblieben, nicht ein Quentchen der wärmenden Sonne, die in strahlender Helle jetzt in sein Zimmer schien. In seinem Herzen war es dunkle Nacht.

Da es gegen Abend ging, erstrahlte das Zimmer im warmen Glanz der untergehenden Sonne. Zuerst, am Mittag, hatte sie nur ein grosses, helles Viereck vor dem Fenster auf den Boden gemalt, das, mit den vorrückenden Stühlen immer grösser werdend, in den Hintergrund des Raumes wanderte, um sich langsam über alle Möbel in jedem Winkel auszubreiten, bis, so wie jetzt, nur noch Sonne im Zimmer stand.

Von all dem hatte Dr. Baumann nicht das geringste wahrgenommen. Sein freier Nachmittag ging dahin, er merkte es kaum. Ja, er war überhaupt nur mit halbem Wesen hier — sein Geist wanderte, seine Gedanken gingen alte, ausgetretene Wege, denen niemand ausser ihm folgen konnte.

Franz zum Beispiel sah er jetzt vor sich, wie er ihn damals zum erstenmal gesehen hatte, mit seinen wilden, struppig-gelockten Haaren, dem ewigen Lächeln auf dem hübschen Gesicht und dem ganz kleinen leichtfertigen Zug um den Mund und die Nase. Das war sein erster Eindruck von Franz gewesen, und er sollte sich bestätigen die ganze Bekanntschaft hindurch. Bekanntschaft war zu viel gesagt; er lernte ihn ja von Mensch zu Mensch nie näher kennen. Aber seine Handlungen sprachen deutlich genug aus der Ferne.

Eines Tages, noch in jenem glücklichen Sommer vor einem Jahr — Maria und er lagen im Strandbad an der Sonne und bräunten sich —, fiel der Name Franz zum erstenmal zwischen ihnen.

«Du», sagte Maria und hob ein wenig den Kopf von den Armen, «im Herbst kommt Franz nach Hause. Franz, mein Cousin, weisst du; er ist bis jetzt in Paris gewesen.»

«So», murmelte er. Er lag auf dem Rücken und sah durch die Sonnenbrille in den blauen Himmel hinauf.

«Eigentlich wollte er bis im Frühjahr bleiben», sagte sie. «Aber er hat irgendeine Geschichte gehabt —»

Er erwiderte nichts.

«Er ist nicht so steif und still wie du!», neckte sie ihn. «Warum sagst du nichts? Er macht uns viel Sorgen, aber er ist sonst nett. Du wirst ihn kennenlernen.»

(Fortsetzung folgt)